

Der Kult um unsere Bräuche

Urschweizerische Berglerbräuche? Mitnichten! Alphorn, Jodeln und Schwingen sind Erfindungen gewiefter Städter, die den Patriotismus stärken wollten. Heimatgefühle lösen die Bräuche bis heute aus.

TEXT: YAËL DEBELLE; FOTOS: MICHAEL SIEBER

«Ig würde eh nie ganz em Klischee entspräche. Ig wott nie son e Buuch haa wie die angere. Und Stumpe rouche wird i au nit. Me dänkt haut bim Auphorn a Manne mit Baart.»

Anna Rudolf von Rohr ist ein Mädchen mit Zahnspange. «Alphörndle» ist ihre grosse Leidenschaft. Und Kühe. Die 15-Jährige aus Selzach SO will Bäuerin werden, seit zwei Wochen geht sie in die Lehre. Traktor fahren kann sie schon lange.

Anna hat die ersten drei Jahre ihres Lebens in Thailand verbracht, bis sie von einem Schweizer Paar adoptiert wurde.

«Ig läbe jetz ir Schwiiz, denn blibi au doo», sagt sie. Nächstes Jahr will sie am Eidgenössischen Jodlerfest teilnehmen. Und hofft, dass sie bis dann die Zahnspange los ist. Forte spielen mit Spange geht nicht.



Bangkok, 1. August. Anna Rudolf von Rohr bläst Alphorn, vor 500 Auslandschweizern. Sie ist nie mehr in Thailand gewesen seit ihrer Adoption. Anna hat die ersten drei Lebensjahre in einem thailändischen Kinderheim verbracht, «bis mi s Mami isch cho hole». «Im Alphornsack», scherzt Adoptivmutter Erna.

Seit Anna als Fünfjährige auf einer Wanderung im Schwyzer Muotatal Alphornklänge gehört hat, will sie nichts anderes mehr als «alphörndle». Heute ist sie eines der grössten Schweizer Nachwuchstalente. «D Schwiiz isch es schööns Ländli, jojo», sagt die 15-jährige Solothurnerin, aber nicht deswegen spiele sie. «Sondern wäge däm schöne Toon.»

«Wer Alphorn sagt, denkt an Heimat»

In Bangkok beginnt Anna mit «Sehnsucht nach de Berge». Alphornklänge am Schweizer Nationalfeiertag. Was eignet sich besser, um bei Auslandschweizern Heimweh zu wecken? «Wer Alphorn sagt, meint auch Berge, Schweiz, Heimat», sagt Historiker Philipp Küsgens. Wer aber denkt, Alphörner hätten schon den Soundtrack zum Rütli-schwur geliefert, der irrt.

«Man macht sich keine Freunde, wenn man das sagt, aber das Alphorn ist nicht so alt und schweizerisch, wie viele denken», sagt Küsgens, der zur Geschichte des Alphorns geforscht hat. Und es komme keineswegs unverfälscht aus den Bergen. Das Alphorn wurde von Städtern erfunden und zum Nationalsymbol erklärt, bevor es überhaupt gespielt wurde.

1805 haben vier Berner Burger das Unspunnenfest gegründet, zu Ehren des Alphorns. «Im Schoss der romantischsten Landschaft» sollen Alphornbläser zwischen Bergschluchten und labyrinthischen Felswänden wunderbarste Klänge erzeugen, schrieben sie. Das erste Wettblasen stand auf dem Programm, und es gab attraktive Preise, erstklassige spanische Widder und «treffliche Schiessgewehre».

Es kamen Fürsten, Grafen und Prinzen aus ganz Europa. Und zwei Alphornbläser. «Von dem Alphorn hört und siehet man fast nichts mehr», schrieb Unspunnengründer Franz Niklaus König konsterniert.

«Bis zum Zweiten Weltkrieg hat das Alphorn fast nur als Legende existiert», sagt Küsgens. Als Vorstellung im Kopf zivilisationsmüder Städter, die ihre Sehnsucht nach ursprünglichem Leben in den Bergen stillen wollten. In Wahrheit war das Alphorn aber nahezu unbekannt.

Es gab zwar bereits seit Jahrhunderten Hirtenhörner in allen möglichen Formen und Längen. Mit dem heutigen Alphorn hatten sie aber wenig gemein, es waren keine Musikinstrumente. Die Hirten nutzten die Hörner zum Anlocken des Viehs und als akustischen Verstärker für den Alpsegen. Der abendliche Gebetspruch, hiess es, schütze nur dort, wo man ihn hören kann.

«Das Alphorn wurde geplant zu etwas Schweizerischem gemacht», sagt Küsgens. Durch patriotische Professoren, Politiker und Patrizier, gebildete und gutbetuchte Städter. «Diese hatten ein völlig verklärtes und romantisches Bild der Berge», bestätigt auch Dieter Ringli, Dozent für Volksmusik an der Musikhochschule Luzern. Lange hatte man die Landbewohner als primitives Volk belächelt. In der Romantik aber wurden die Berge zum Garten Eden, weit weg vom dekadenten, sündigen Leben in der Stadt.

Dekadente Städter fliehen in die Berge

Die Romantiker zogen in Scharen in die Berge. Und sie wussten, was sie dort hören wollten: Alphornmusik.

Ihnen zuliebe heuerten Hoteldirektoren Bettelbläser an, vor allem auf der Rigi. Diese spielten zum Sonnenuntergang für ein paar Batzen, ärmliche Gestalten, die dem Alphorn «unter allerlei unästhetischen Gesichtszerrungen und Krümmungen des Leibes» Töne abrangen, wie der Alpenforscher und St. Galler Musikdirektor Heinrich Szadowsky schrieb.

«Die Bettelblaserei widersprach zutiefst dem Idealbild des freien Älplers», so Volksmusikexperte Ringli. Obwohl sie die älteste überlieferte Form des Alphornspielens ist, wurde sie als unschweizerisch verunglimpft. Das «wahre» Alphorn aber schien ausgestorben zu sein, bevor es geboren war.

1820 hatte Unspunnengründer König eine Idee. Er unterbreitete seinem Mitstreiter

«Wieso nicht Schwingerkönig werden? Dieses Jahr habe ich schon zwei Kränze gewonnen. Ich bin als Kämpfer geboren.»

Dieylani Pouye hatte alles im Senegal, einen Manager, Sponsoren.

Er lebte gut, war ein bekannter Ringer wie schon sein Vater. Dann kam ein Schweizer Dokumentarfilmer und war fasziniert, wie stark sich der Kampfsport

Lutte sénégalaise und das Schwingen ähneln. Er lud Pouye in die Schweiz ein. Der Senegalese kam und blieb. Das Schwingen hatte ihn gepackt. Der Schwingklub von Carouge bei Genf nahm ihn auf und unterstützte ihn.

Am Anfang fühlte sich der Muslim in der Szene aber unwohl. «Plötzlich gab es da einen Schwarzen», sagt der 29-Jährige. «Man dachte wohl, ich wolle mich lustig machen.» Er habe sich angestarrt und zurückgewiesen gefühlt.

Doch die Schwinger hätten verstanden, dass er es ernst meine. Heute fühle er sich akzeptiert. «Ich lebe fürs Schwingen.»

Zwei Westschweizer Kränze hat der Genfer Türsteher bereits gewonnen. Nun darf er ans Eidgenössische in Estavayer-le-Lac. Am 27. August steigt er ins Sägemehl.





«Wenn dr Faanu embri kit, heissuts de scho mal: Aha, en Fröi, die het der Faanu nit im Griff. Annu dazumal isch es e reini Männersach gsii.»

Dolores Zurbriggen trägt das übergrosse Gilet ihres Trainers. Sie ist hochschwanger. Bis 2009 durften Frauen nicht Fahnen schwingen. Der Grund: Man muss die offizielle Tracht tragen, im langen Rock würde sich die Fahne aber verheddern. Dann wurde das Reglement geändert, nun dürfen die Frauen Männertrachten tragen. «Am Aafang hän i s en biz schaad gfunu. E Rock wäri schon no schön gsii», sagt Zurbriggen. Letztes Jahr hat die 33-Jährige aus Naters VS als erste Frau überhaupt den Walliser Wanderpreis gewonnen. Zurbriggen ist beruflich eine Globetrotterin. Sie ist Stewardess eines Privatjets und weiss oft nicht, wo auf der Welt sie die nächsten Tage verbringt. Ihr Zuhause aber ist das Wallis. «Mu isch stolz, mit era Walliser Faanu z schwingu.»

ter Niklaus von Mülinen einen Vorschlag «zur Aufmunterung des Alphorns». Man werde in den Bergen Kurse veranstalten und den Bauern Alphörner schenken. Von Mülinen, ein angesehener Stadtberner Patrizier und Politiker, finanzierte die Hörner und engagierte einen Lehrer: Ferdinand Fürchtgott Huber, ebenfalls ein Städter, der im königlichen Stuttgarter Hoforchester Trompete gespielt und sich nach seiner Rückkehr in die Schweiz dem Alphorn zugewandt hatte. Der Landmann tue nichts, was er nicht müsse, schrieb König. Den besten Alphornzöglingen biete man deshalb «lucrative Vorteile» und Prämien.

Die Alphornkurse fanden in Grindelwald im Berner Oberland statt. Sechs junge Bauern bekamen zwei Wochen lang Unterricht und durften die Alphörner sogar mit nach Hause nehmen. Trotzdem blieb der Erfolg bescheiden.

Die Jugend in den Bergen spiele lieber Handharmonika, «anstatt die guten und kräftigen Lungen für das wirkungsvolle Alphorn anzustrengen», klagte Szadowsky 1868. «Simple Stümper» seien die jungen Sennen, die Örgeli spielten, das neue, fremde Instrument aus Wien. 20 Jahre später wurde das Rupfgygeli, wie es damals genannt wurde, zum Schwyzerörgeli weiterentwickelt.

«Das Alphorn wurde ausgewildert»

In den 1880er Jahren versuchte ein weiterer Städter, das Alphorn in den Bergen anzusiedeln. Der Zürcher Harfenist Ernst Heim hatte den Schweizer Alpen-Club überzeugt, neue Kurse zu finanzieren. Der SAC war 1863 im Bahnhofbuffet Olten gegründet worden, ebenfalls von grossbürgerlichen Städtern. Der zweite Versuch, die Bergler fürs Alphorn zu begeistern, fand im Muotatal und im St. Galler Weisstannental statt. Leihweise wurden 16 Alphörner an die Bauern verteilt. Weitere Kurse folgten um 1920 im Berner Oberland und im Emmental. Dutzende Alphörner wurden verschenkt. «Die Städter haben das Alphorn regelrecht ausgewildert», sagt Historiker Küsgens, «wie eine seltene Vogelart.»

Auch die anderen urchigen Bräuche wurden massgeblich von der Stadt aus geprägt. Zürcher, Berner und Basler gründe-

ten Ende des 19. Jahrhunderts die ersten Jodelklubs, Schwingen wurde erst durch die städtische Turnbewegung zum Nationalsport. Vor allem der Turnverein Alte Sektion Zürich, der TV Kleinbasel und der Bürgerturnverein Bern trieben den Volkssport voran. Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs fanden fast alle Eidgenössischen Schwingfeste in Städten statt.

Die Ländlermusik erlebte ihre Blütezeit in Zürich, in den 1920er und 1930er Jahren. Die Könige der «goldenen Ära» – Stocker Sepp, Kasi Geisser und Jost Ribary – brachten erst die Beizen der Arbeiterviertel, der Kreise 4 und 5, zum Beben, dann die Etablissements des bürgerlichen Niederdörfli.

Gewieft bediente Stocker Sepp die städtische Sehnsucht nach Folklore. Er war der Erste, der seine Musiker in Trachten kleidete. Er kaufte günstig einen Stapel Nidwaldner Trachtenblusen und nannte seine Gruppe «Stocker Sepps 1. Unterwaldner Bauernkapelle» – obwohl die Musiker weder Nidwaldner noch Bauern waren.

Und plötzlich wollten alle jodeln

«Wenn du, stämmiger Alphornbläser, einherschreitest, bist du das alte, echte, verkörperte Bergschweizertum. Du bist ein biederer Eidgenosse!» Diese Zeilen schrieb der grosse Alphornkomponist Alfred Leonz Gassmann 1938, kurz vor dem Zweiten Weltkrieg. Er forderte, Jodeln und Alphorn in den Dienst des Vaterlands zu stellen, zur geistigen Landesverteidigung. «Du vertrittst mit deiner Naturmusik dein Heimatland: die Schweiz. Also entweihe dein Nationalinstrument nicht», mahnte Gassmann, dessen Alphornkompositionen noch heute zu den meistgespielten gehören.

Mit dem Zweiten Weltkrieg schnellten die Mitgliederzahlen in den Jodler-, Schwinger- und Trachtenverbänden in die Höhe. Der Bundesrat hatte die geistige Landesverteidigung ausgerufen – und Alphorn, Jodeln und Schwingen wurden zu ideologischen

Beobachter online

Sehen Sie online den Kurzfilm «Bruchtum»; Würsch, Pouye und Co. örgeln, jodeln und schwingen gegen den Strom: www.beobachter.ch/bruchtum

Waffen erklärt. Die eigens gegründete Stiftung Pro Helvetia verteilte Geld an die patriotischen Verbände.

«Alles Unschweizerische ist erbarmungslos auszumerzen», schrieb 1943 der Eidgenössische Jodlerverband. Dieser war gegründet worden, um die «grassierende Tirolerei» auszurotten. Bis weit ins 20. Jahrhundert war Jodeln nämlich als typische Tirolermusik bekannt. Die Kampagne hatte Erfolg: «Jodeln galt nun plötzlich als Schweizer Spezialität», sagt Volksmusikexperte Ringli.

Die Verbände wurden zu Wächtern des Schweizertums. Sie definierten rigide Spielregeln, hobelten den Bräuchen Ecken und Kanten ab. Massentauglich mussten sie sein, um schweizerisch zu werden. Vom wortlosen Naturjutz wollte der Verband nichts mehr hören. Er klang zu rau und zu ungehobelt für kultivierte Ohren. Der Gesang in entlegenen Bergtälern weicht von der temperierten Stimmung ab, die weltweit zum Standard geworden ist. «Die Leute wollten Archaisches hören, fanden es dann aber doch zu schräg», sagt Ringli.

Das neuentwickelte Jodellied mit seinen naiven Strophen wurde zum Standard. Wer sich nicht an die Regeln hielt, bekam an den Jodelfesten schlechte Noten. Verschlusslaute wie das d im Jodel wurden verboten, zu österreichisch war das «Jolidulidu», befand der Verband. Mit den echten Traditionen kam er damit in den Clinch. Die Appenzeller jodeln mit d. Das Alphorn-Fa erlitt das gleiche Schicksal wie das Jodel-D. Für die Masse klang der Naturton falsch, an Jodlerfesten durfte er höchstens kurz gestreift werden. «Die Bräuche haben spätestens damals ihre Unschuld verloren», sagt Philipp Küsgens.

«Der Jazz passt nicht für wackere Äpler»

Nach dem Krieg gab es neue «Feinde»: die Kommunisten aus dem Osten und die Moderne aus dem Westen. Jodlerverband und Ländlerszene hielten die geistige Landesverteidigung aufrecht. Alles musste so bleiben, wie es war. «Die halb barbarische, halb exotische Niggermusik ist ins entlegenste Bergdörfchen verpflanzt worden», schrieb Gassmann 1948. Zum Glück habe man den Fremdkörper wieder aus dem Volksleben

hinausbugsiert. «Dieser Jazz passt auch gar nicht für unsere wackeren Äpler, unsere frischen Bauernmeitschi.»

Es herrschte Stillstand, fremde und moderne Einflüsse waren tabu. «Der Wandel – eigentlich die einzige wirklich uralte Tradition – wurde geopfert», sagt Dieter Ringli. Die Bräuche wurden zu rein ländlichem Terrain, verknüpft mit politisch rechtem Gedankengut. «Wäh, stell das ab!», sagten die Jungen, die Städter, die Linken, wenn im Radio Ländler liefen. Jahrzehntlang. Bis eine neue Generation auftauchte, die den Krieg nur noch vom Hörensagen kannte.

«Wieso haben wir ein so verdrücktes Verhältnis zu unseren Wurzeln?», fragt der 25-jährige Schwyzerörgeler Adrian Würsch. Als Teenie weigerte er sich, ein Edelweisshemd zu tragen, wenn er mit dem Vater an der Chilbi spielte. Er wollte bloss nicht in die konservative und rechte Ecke gedrängt werden. «Heute finde ich es schön, dass das Örgele ein Brauchtum ist.»

Wilde Ländlersession mitten in Luzern

Würsch setzt sich vor die «Crazy Cactus»-Bar in Luzern. Die Schoggiseite der Stadt ist weit weg, die Ecke gehört den Drogendealern und Nachtschattengewächsen. Er holt sein Schwyzerörgeli aus dem Kasten und stimmt einen Ländler an. Erst zaghaft, dann immer schneller und wilder, Züge donnern links vorbei, rechts Busse und Lastwagen, aus dem Ländler wird Irish Folk, aus dem Folk Funk, aus Funk Rock, aus Rock wieder Ländler.

Ein junger Mann kommt um die Ecke. Als er Würsch sieht, packt er sein Saxofon aus. Aus der Ländlereskapade wird eine Jazz-Jam. «Zerreisse nicht erbarmungslos die schönen, heimeligen Bergmelodien», hatte Gassmann 1938 gemahnt.

Adrian Würsch ist mit dem Schwyzerörgeli gross geworden, im nidwaldnerischen Emmetten. Er hat mit dem Vater daheim in der Stube und in Wirtshäusern gespielt. Heute studiert er Schwyzerörgeli an der Musikhochschule Luzern. Und er fühlt sich in Ländlerbeizen genauso zu Hause wie in der Luzerner Jazzkantine. Er örgelt, wie es ihm passt. «Eifach freestyle.» ■

Mehr zum Thema auf den folgenden Seiten.

«Fürs Schwyzerörgeli sälber han i mi nie geschämt. Das hed immer zu miir ghöört. Aber ich ha mich totaal gweert gäge d Klischees.»

Adrian Würsch örgelt seit 20 Jahren. Als Teenie habe ihn das traditionelle Drumherum gestört, heute nicht mehr.

Lozärner Ländlermafia heisst seine Whatsapp-Gruppe. «Hütt Aabig, im Doorzögli?» Würsch platzt mit Volksmusikkollegen in Stadtpunkten und spielt dort Ländler. Oder er örgelt in der Luzerner Jazzkantine mit Elektrobeats, E-Gitarre und Schlagzeug. Folk, Pop, Drum'n'Bass, Reggae oder Ländler. Genregrenzen sind für ihn zum Sprengen da.

Der 25-jährige Nidwaldner studiert Schwyzerörgeli an der Musikhochschule Luzern. Gelernt hat er es in Beizen und an Chilbenen mit seinem «Dädi».

Mit Auftritten und Schülern verdient er schon fast genug, um sein WG-Leben in Luzern zu finanzieren. Schwyzerörgeli erlebe einen Boom. Vor allem in den Städten werde es gehypt.

«leer möchid öppis mit Schwyzerörgeli? Geill!»





Gansabhauet

Immer am Martinstag baumelt in Sursee eine tote Gans vor dem Rathaus. Sie hängt an einem Seil. Junge Frauen und Männer versuchen, ihr mit einem stumpfen Säbel den Hals zu durchtrennen, blind, denn ihre Gesichter stecken hinter Sonnenmasken. Jeder hat nur einen Schlag, wer es schafft, kriegt die Gans. Der Brauch stammt vermutlich aus dem Spätmittelalter, verschwand um 1820 und wurde 1863 wiederbelebt.

📍 Sursee, Kanton Luzern

📅 Martinstag (11. November)



Silvesterchlausen

Die Silvesterkläuse, «Schuppel», ziehen im Appenzellischen von Hof zu Hof und singen den Bauern ein «Zäuerli», einen Jodel. Wippend bringen sie ihre Schellen zum Klingen. Die «Schönen» tragen Samtrachten und Hüte mit Glasperlen. Die «Schö-Wüeschte» sind halb schön und halb wild, die «Wüeschte» ruppige Kerle mit Dämonenlarven. Ausserdem laufen immer zwei «Rollenweiber» mit Schellen am Oberkörper mit. Sie werden von Männern gemimt.

📍 Kanton Appenzell Ausserrhoden

📅 Silvester (31. Dezember), «alter Silvester» (13. Januar)



Pschuuri

Am Aschermittwoch streuen die Buben von Splügen durchs Dorf, bewaffnet mit schwarzer Schmiere aus Kohle und Fett, und jagen Mädchen und ledige Frauen. Wer erwischt wird, kriegt ein schwarzes Gesicht. «Pschuure» bedeutet schwärzen. Wenn alle geschwärzt sind, bitten die Buben im Dorf um Eier und laden die Mädchen zum Essen ein. Es gibt Eiersalat und «Resimäda»: Wein mit Eiern.

📍 Splügen, Kanton Graubünden

📅 Aschermittwoch (zwischen 4. Februar und 10. März)



Chlaus-Chlöpfe

Mit ohrenbetäubendem Knall soll der Samichlaus in seiner Höhle geweckt werden, so die Legende vom Chlaus-Chlöpfe rund um Lenzburg. Von Ende Oktober bis Anfang Dezember gehen die Chlöpfer abends auf die Gassen und bringen Geisseln zum Knallen. Ein Holzgriff und eine Schnur reichen, um – bei richtiger Technik – einen Überschallknall zu erzeugen, den «Geisslechlapf».

📍 Bezirk Lenzburg, Kanton Aargau

📅 Ende Oktober bis Anfang Dezember (Chlausmärt)

Schöne schräge Schweiz

Mädchen jagen oder Gänse köpfen: Die Schweizer pflegen ihre lokalen Bräuche mit Leidenschaft. Egal, ob sie kurios sind. Oder nur den Männern vorbehalten. Eine Auswahl.

TEXT: YAËL DEBELLE; ILLUSTRATIONEN: ANDREA KLAIBER UND ANNE SEEGER



Brunnenfest

Einen Tag im Jahr sind die Dorfbrunnen von Mötiers und Buttes die Könige: Sie werden besungen und aufwendig geschmückt. Kinder legen Kerzen ins Wasser und hängen Blumenkränze oder Laternen an die Brunnen. Gefeierte wird damit der Beitritt des Fürstentums Neuenburg zur Eidgenossenschaft am 12. September 1814.

📍 Buttes und Mötiers, Kanton Neuenburg

📅 12. September



Eierläset

Bis zu 100 rohe Eier liegen in zwei Reihen, in kleine Sägemehlhaufen gebettet. Zwei Gruppen kämpfen gegeneinander. Sie symbolisieren Winter und Frühling. Die Läufer rennen zum jeweils hintersten Ei, lesen es auf und werfen es in einen Korb. Fällt das Ei zu Boden, muss der Läufer noch einmal rennen. Das Team, das die Eier am schnellsten aufgelesen hat, hat gewonnen.

📍 Kantone Aargau, Baselland und Solothurn

📅 Sonntag nach Ostern



Dreikönigs- und Sternsingen

Die Kinder in Capriasca bemalen ihre Gesichter schwarz, silbern oder golden. Sie tragen Weihrauchgefässe und goldene Sterne. «Noi siamo i tre re», singen sie: Wir sind die drei Könige. Das traditionelle Sternsingen im Tessin heisst «Epifania». Die Kinder gehen in die Häuser, beräuchern sie und sammeln Süßigkeiten oder Geld, oft für Hilfswerke.

📍 Kantone Tessin und Graubünden

📅 Dreikönigstag (6. Januar)



Nüünichlinger

Heiligabend in Ziefen, die Männer tragen schwarze Mäntel. Auf ihrem Kopf thront ein Zylinder, der bis zu vier Meter hoch ist. Dem mit dem höchsten Zylinder gebührt die Ehre. Beim Neunherschlag marschieren die Männer los, schweigend. Um ihren Hals baumelt eine Glocke, die gleichmässig im Takt der Schritte erschallt. Vorn schreitet der «Bäsemaa» mit weissem Bart. Nach 45 Minuten endet der Spuk.

📍 Ziefen, Kanton Baselland

📅 24. Dezember



«Die Schweizer haben ein warmes Herz. Man muss nur den Schlüssel finden»: Jodlerin Yvonne Apiyo Brändle-Amolo



Die Kenianerin Yvonne Apiyo Brändle-Amolo ist am Appenzeller Kantonschwingfest in Schwende eine kleine Sensation.



Das schwarze Heidi

Sie ist schwarz, links und extrovertiert, und sie liebt das Appenzellerland und seine Bräuche. Wie Jodeln der Kenianerin Yvonne Apiyo Brändle-Amolo half, in der Schweiz zu überleben.

TEXT: YAËL DEBELLE

Alle starren sie an. Männer schnalzen, Frauen verstummen, Buben giggeln, Mädchen kichern. Yvonne Apiyo Brändle-Amolo ist schwarz. Das reicht, um am Appenzeller Kantonschwingfest in Schwende eine Sensation zu sein.

Aufgewachsen ist sie in Kenia. Zu Hause fühlt sie sich auch im Appenzellischen. Dort hat sie jodeln gelernt, beim Rempfler Josef, noch bevor sie Deutsch konnte. «Jodeln hat mein Schweizer Leben gerettet», sagt sie.

Im Festzelt setzt sie sich an den Biertisch. «Was haben Sie Vegetarisches?» – «Äh, nütz», sagt die Helferin im übergrossen Sponsorenschirt. Dann nehme sie halt Pommes frites. Verstohlene Blicke links und rechts. «Ich mag Schwingfeste einfach. Hier fühle ich mich wohl.»

Sie fand drei Jahre lang keine Freunde

«Meine Jodelfreunde nennen mich «schwarzes Heidi», sagt die 40-Jährige. Vor über zehn Jahren hat sie angefangen zu jodeln. Aus Verzweiflung. Nach drei Jahren in der Schweiz hatte sie noch immer keine Freunde gefunden, sass tagelang daheim, während

ihr Mann Dienst hatte. Die Schweiz kam ihr kalt vor.

Brändle-Amolo kommt aus gutem Haus in Kisumu, der Vater ist Ingenieur, die Mutter die erste Automechanikerin im ganzen Land. Sie selber jobbte im Hotel, als Verantwortliche für die Gäste. Unter ihnen war ein Schweizer Polizist. Die beiden verliebten sich und heirateten 2000.

Die Ehe lief gut, aber sie fühlte sich in der neuen Heimat isoliert. Nach drei Jahren Einsamkeit war da die Frage: «Was mache ich hier eigentlich?» Doch sie sei stur, aufgeben nicht ihr Ding. «Ich musste einen Draht finden.»

Sie fand ihn über das Singen. Sie googelte «Swiss traditional singing», landete beim Jodeln und schrieb an die erste vorgeschlagene Adresse: «I am a Kenyan woman, I would like to learn Yodel.» («Ich bin eine kenianische Frau und möchte jodeln lernen.») Josef Rempfler vom Volksmusiktrio Appenzeller Echo schrieb noch am gleichen Tag zurück. Sie solle am Samstag vorbeikommen.

Es warteten 20 Menschen auf sie. Alle wollten sie kennenlernen, fragten viel. Zum ersten Mal fühlte sich Brändle-Amolo in der Schweiz willkommen. Und so ging es weiter. Bei

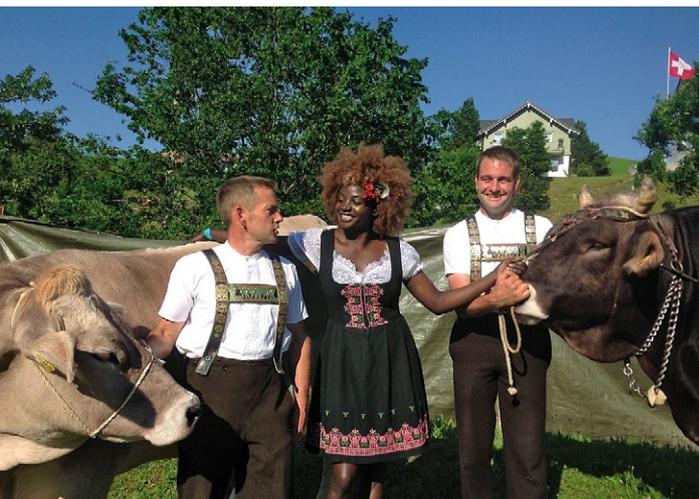
ihrem ersten Auftritt sei der ganze Saal aufgestanden, habe mitgejodelt und geklatscht. «Man muss nur den Schlüssel finden. Die Schweizer haben ein warmes Herz.»

Vor dem Festzelt läuft ein patriotischer Film, nur real. Zwei Männer mit ausladenden Bäuchen und langen Alphörnern, zwischen ihnen eine ältere Frau in Tracht. Sie blasen auf der sattgrünen Wiese, neben ihnen wirbeln zwei Burschen Schweizer Fahnen in die Luft. Brändle-Amolos heller Afro leuchtet in der Sonne.

«Du gfallsch mer ohuere»

Für das Eidgenössische Jodlerfest vor zwei Jahren hat sie ihre Haare noch geglättet. «Heute denke ich: wenschon, dennschon.» Sie falle sowieso immer auf, und die Leute sähen in ihr immer die Afrikanerin, egal, was sie mache. Heute trägt sie eine kurze, schwarze Tracht im Dirndlstil, selbstgenäht. Gestickte rosa Blümchen zieren den Saum, weisse Spitze umgarnt ihr Décolleté. Die Füsse stecken in hohen Stiefeletten.

«Siiger, Platz ees: Horner Peter», dröhnt es aus dem Lautsprecher. Der Schwinger zieht sein Edelweisshemd aus und übergiesst seinen massigen



«Ich mag Schwingfeste einfach. Hier fühle ich mich wohl»: Yvonne Apiyo Brändle-Amolo

Leib mit Brunnenwasser. Es ist über 30 Grad heiss. Brändle-Amolo zückt ihr Handy und filmt das Geschehen. Da eilt ein junger Mann auf sie zu, strahlend. «Du gfallsch mer ohuere guet, dar i e Föteli mit der mache?» Er sei der Michael und finde das lässig, wie sie sich kleide und überhaupt, und das Föteli müsse er unbedingt seinem Bruder zeigen. «Der war süss», sagt Brändle-Amolo.

Michael bleibt nicht der Einzige, der ein Foto von ihr will. Ein deutscher Schwingfan, der von Schwingfest zu Schwingfest tingelt: «Das ist ja der Wahnsinn. Meine Frau glaubt mir das nicht, wenn ich da nicht ein Bild von habe.» Zwei Bauern lotsen sie zu den Lebendpreisen, dem Siegermuni Flatterer und dem Rind Bambi. «E Foti mit em Muni, wääsch wie loschdig.»

Gern, kein Problem, sagt Brändle-Amolo, sie müsse aber ihr Gesicht in die Sonne halten: «Sonst sehen Sie nur Schwarz.» – «Die cha jo Tütsch!», wundert sich eine Frau.

«Wieso het die so Chruslä?»

«Appenzeller sind direkt, sie sagen, was sie denken. Das gefällt mir.» Damit könne sie besser umgehen als mit politischer Korrektheit. «Die Leute auf dem Land sind manchmal wie Kinder.» Wenn ein weisses und ein schwarzes Kind zusammen spielten, seien beide einfach nur neugierig, ohne Vorurteile. «Wieso het die so Chruslä?», fragt ein Mädchen.

«Chom do abi!», ruft ein Bub. Brändle-Amolo ist auf einen Felsen

geklettert, um ein Bild mit Bergpanorama zu machen. «Warum?», fragt sie zurück. «Wöl du e Neegerli bischt!» Sie habe hier nichts zu suchen, sie sei ja keine Schweizerin. «Doch, bin ich», entgegnet sie.

Als sie letztes Jahr in der Nähe von Zürich eine 1.-August-Rede halten sollte, fand sie Hundekot im Briefkasten und Hassmails im Posteingang. Ein Jodlerfreund hatte ihr eine Woh-

«Appenzeller sind direkt, sie sagen, was sie denken. Das gefällt mir.»

Yvonne Apiyo Brändle-Amolo, Jodlerin

nung im Limmattal vermittelt, nachdem sie monatelang keine bekommen hatte. «Vielleicht wegen meiner Hautfarbe», sagt sie.

«Racial Profiling» lautet der Titel ihrer Masterarbeit, Rassismus bei Behörden. Sie studiert an der Uni Lugano interkulturelle Kommunikation, ihr drittes Studium nach Wirtschaft in Nairobi und San Diego und Videojournalismus in der Schweiz. Sie kenne das Gefühl, als Einzige in einer Gruppe von der Polizei kontrolliert zu werden. Vor drei Jahren ist sie der SP beigetreten, kandidierte für den Zürcher Kantonsrat und den Nationalrat.

Dass sich in der Jodelszene, in der sie sich so schnell heimisch fühlte,

viele Ausländerfeinde und fast nur SVP-Wähler tummeln, habe sie lange nicht gewusst. Heute weiss sie es. Aber es ändert nichts an ihrer Liebe zum Jodeln. «Das darf mich nicht verrückt machen.» Irgendwo müsse man ja anfangen. «Wenn jemand mit dir eine Mahlzeit einnimmt, kann er dich kaum mehr als Feind betrachten», sagt sie. Sie habe sich in einen Schweizer verliebt, aber erst dank den Jodlern in die Schweiz.

Die Ausbürgerung drohte

Nach neun Jahren Ehe hat ihr Mann 2009 die Scheidung eingereicht. Seine Frau sei ihm zu schweizerisch geworden. Der Polizist ist in die Dominikanische Republik ausgewandert. Wenig später hat Brändle-Amolo ein Schreiben der Behörden erhalten, sie müsse ihren Schweizer Pass zurückgeben. Sie werde ausgebürgert, wegen Scheinehe. Sie nahm sich einen Anwalt. Ein Jahr lang kämpfte sie vergebens.

Dann drehte sie einen Kurzfilm. Der Plot: Brändle-Amolo jodelt fröhlich, miin Vatter isch en Appezöller, düoi, düoi, düoido. Dann kippt die Stimmung, sie beginnt zu weinen und verschwindet aus dem Bild, ein Plakat taucht auf – drei weisse Schafe kicken ein schwarzes aus der Schweiz.

Der Film heimst an internationalen Festivals Preise ein. Brändle-Amolo schickt ihn ans Migrationsamt, wenig später kommt ein Brief zurück. Sie darf ihren Pass behalten. «Das Jodeln hat mir ein zweites Mal mein Leben in der Schweiz gerettet.» ■